

erwähnt, aber auch hier gibt es offenbar keine Möglichkeit, etwa die Ver-sagung des Asyls gerichtlich durchzusetzen. Asyl erhält der Ausländer, der in seiner Heimat wegen seiner demokratischen Gesinnung verfolgt wird. Hier wäre von Interesse gewesen, wie das in der Praxis gehandhabt wird, wenn etwa der Asylsuchende aus einem westlichen Land oder aus einem sozialistischen Staat kommt, insbesondere ob es eine solche Praxis gibt. Insgesamt hinterläßt das Buch entschieden den Eindruck, daß es in Ungarn ein gesetzlich eingehend geregeltes Ausländerrecht in unserem Sinne gar nicht gibt.

Viktor Glötzner

München

Gregor, Ferenc: *Der slowakische Dialekt von Pilisszántó*. Budapest: Akadémiai Kiadó 1975. 296 S.

Pilisszántó ist eine kleine Gemeinde südlich von Gran (Esztergom), bewohnt fast nur von Slowaken (1960: 1780 Einwohner), deren Sprache aber hauptsächlich unter den Einflüssen der nahegelegenen ungarischen Hauptstadt immer mehr zu verschwinden droht. Dieser Entwicklungstrend sowie der eigenartige Charakter der Sprache dieser Menschen erweckten das Interesse des Verfs., der seine einschlägigen Untersuchungen bereits 1950 begonnen hatte. Die Untersuchungen zeigen, daß die Sprache der Gemeinde ein hervorragendes Beispiel für die sprachlich-mundartliche Assimilation bietet. Zwar gehört sie zum westslowakischen Dialekt, hat aber verschiedene Elemente in sich integriert, wodurch eine in der slowakischen Sprachgemeinschaft einmalige mundartliche Einheit zustande gekommen ist. Das Besondere besteht darin, daß »in ihr fast konsequent das mittelslowakische Rhythmusgesetz zur Geltung kommt..., ohne daß gleichzeitig eine andere mittelslowakische phonetische oder morphologische Eigenart im Dialekt organisch Wurzel gefaßt hätte«. Nur einige solche Erscheinungen lassen erkennen, daß ein Teil der Einwohner aus dem mittelslowakischen Sprachgebiet stammen mußte. Mit Hilfe von Fragebogen, wobei phraseologische, wortgeographische und ethnographische Gesichtspunkte beachtet wurden, analysiert der Verf. eingehend die Sprache des Dorfes vom Standpunkt der Phonetik, Wortbildung und Morphologie aus. Er gibt ein zusammenfassendes Bild vom heutigen Stand der behandelten Mundart und bestimmt durch Vergleiche näher die Herkunftsgebiete der Einwohner. Dem Einfluß der ungarischen Sprache auf den Dialekt wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Ein Wörterverzeichnis und Mustertexte beschließen die mit Sorgfalt und Liebe erstellte Monographie.

Adalbert Toth

München

SONSTIGES

Adriányi, Gábor: *Az egyháztörténet kézikönyve* [Handbuch der Kirchengeschichte]. München: Aurora könyvek 1975. 286 S. = Dissertationes hungaricae ex historia ecclesiae 4.

Ein Handbuch der Kirchengeschichte in ungarischer Sprache war schon seit Jahrzehnten nötig. So hat Adriányi mit seinem Werk eine Lücke geschlossen. Es kam ihm auch zugute, daß im Westen in den letzten zwanzig Jahren brauchbare Handbücher und Gesamtdarstellungen vorhanden sind, die er heranziehen konnte. Dies erleichterte ihm die Aufgabe, einen sicheren Wegweiser durch die gesamte Kirchengeschichte vorzulegen, in dem die neuesten Ergebnisse zahlreicher Spezialstudien eingesammelt wurden. Trotzdem war es ein Wagnis, eine solche Arbeit allein in Angriff zu nehmen. Denn der verhältnismäßig kleine Raum bedingte eine auch bei wichtigeren Fragen knappe Aussage, die ihrerseits die ausreichende Beherrschung der ganzen Materie voraussetzte. Als Leitfaden diente dem Verf. das Handbuch der Kirchengeschichte vom Herder-Verlag (Freiburg 1962 ff.).

Nach einer kurzen Einleitung über Wesen, Geschichte und Periodisierung der Kirchengeschichte wird eine Bibliographie der wichtigsten Quellen — wobei die Anführung von Altaner-Stauber Patrologie hier auffällt — und Hilfsmitteln geboten. Den Gesamtverlauf behandelt Adriányi in fünf Hauptabschnitten: 1. Entstehung und Ausbreitung der Kirche in der hellenistisch-römischen Welt (30—700); 2. Die Kirche im Mittelpunkt der westlichen christlichen Völkergemeinschaft (700—1300); 3. Der Verfall der westlichen christlichen Völkergemeinschaft (1300—1789); 4. Die Kirchen im Zeitalter der Industrialisierung (1789—1918); 5. Die Kirche von heute (1918—1974). Personen- und Sachverzeichnisse schließen das Werk ab.

Entsprechend dem Charakter eines Handbuches wird jedem Abschnitt eine Bibliographie vorangesetzt, worauf die knappe, auf das Wesentliche beschränkte Darstellung folgt. Hier lag die größte Gefahr für den Verf., daß nämlich in den kurzen Formulierungen sachliche Fehler mehr auffallen oder Fragen mit einigen Worten berührt werden, nur um sie zu erwähnen. So werden z. B. im ersten Hauptabschnitt, Kap. 15: Die Liturgie der Kirche im 2. und 3. Jh., Punkt III, die liturgischen Tage, in nur drei Zeilen behandelt, die dann wirklich kaum etwas aussagen (S. 63) — oder: die Idee der »renovatio imperii Romanorum« war nicht unter Otto dem Großen sondern unter Otto III. vorherrschend (S. 113). Die Verallgemeinerung bezüglich des Einflusses Luthers auf den deutschen Charakter erscheint unwissenschaftlich und in einem Handbuch fehl am Platz (S. 175).

Die Problematik einer Bibliographie in Auswahl kennt jeder. Deshalb wollen wir darauf im Einzelnen nicht eingehen. Allgemein steht fest, daß die Auswahl gut ist und dem gesetzten Zweck entspricht. Nur fällt die große Abhängigkeit vom Herderschen Handbuch der Kirchengeschichte auf. So wurde aus Bd. I. dieses Handbuches auf S. 62 Jungmann *Missarum sollemnia* in der 4. (1958), auf S. 87 aus einem späteren Band schon in der 5. Aufl. (1962) angeführt. Der 3. Band von Jedin *Geschichte des Konzils von Trient*, erschienen schon 1970, fehlt auf S. 194. Eine etwas kompliziert formulierte bibliographische Angabe des Herderschen Handbuches wird vom Verfasser auf S. 191 mißverstanden und statt Pedro de Leturia der Herausgeber I. Iparraguirre als Autor geschrieben. Auch Fehler werden wiederholt und dabei der Titel unrichtig ergänzt: H. Hoffmann, *Friedrich II. von Preußen und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu* (nicht »des Jesuitenordens«) ist nicht in Leipzig 1962, sondern in Rom 1969 erschienen (S. 224). Völlig verwirrend ist folgende Angabe: »BLET, P.-MARTINI, A.-SCHNEIDER, B., Lettres de Pie XII. aux Evêques Allemands 1939—1944, Vatikánváros 1966, valamint: La [sic] Sint Siège et la Guerre en Europe, Vatikánváros 1905, valamint: Actes

et documents du Saint Siège relatifs à la seconda [sic] guerre mondiale, I—III, Vatikánváros 1965—1967« (S. 253). Es handelt sich dabei um die letztgenannte Quellenpublikation, wobei das erste Werk Band II, das zweite Band I dieser Serie ist, die aber 1974 schon acht Bände umfaßte.

Die kritischen Bemerkungen wollen aber den Wert dieser Arbeit gerade für die ungarischen Leser keineswegs mindern. Sie bezwecken nur, daß man in einem Handbuch bei der Literaturangabe mehr Sorgfalt anwendet und Fehler — die überall vorkommen können, besonders in einer Erstausgabe — nicht unkontrolliert weiterverbreitet. Es ist wirklich erwünscht, daß der Verf. den interessierten ungarischen Lesern nach diesem Handbuch auch eine Gesamtdarstellung, wie etwa A. Franzens Kleine Kirchengeschichte, schenken möge.

László Szilas

Innsbruck

Stehle, Hansjakob: *Die Ostpolitik des Vatikans 1917—1975*. München, Zürich: Piper 1975. 487 S.

Die Ostpolitik, d. h. die Politik des Vatikans gegenüber den ost- und südosteuropäischen Staaten, die von den kommunistischen Staaten regiert werden, ist seit dem Pontifikat der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. in das Kreuzfeuer der Kritik geraten. Seit 1917 hatten die Päpste wegen der militanten atheistischen Haltung der kommunistischen Parteien, besonders der regierenden KPdSU, eine klare Abgrenzungspolitik verfolgt. Diese kirchenpolitische Ausrichtung erreichte ihren Höhepunkt, als nach dem 2. Weltkrieg ganz Osteuropa und weite Teile Südosteuropas unter kommunistische Herrschaft gerieten und die katholische Kirche dort verfolgt und aus dem öffentlichen Leben weitgehend zurückgedrängt wurde. Papst Pius XII. antwortete auf diese antikirchliche Politik der kommunistischen Staatsführungen mit der Exkommunikation aller Gläubigen, die sich zum Kommunismus bekannten.

Diese eindeutige Politik der Abgrenzung gegenüber dem militanten atheistischen Kommunismus zieht Stehle stark in Zweifel. Er versucht nachzuweisen, daß die Päpste seit 1917 gegenüber den Kommunismus stets eine zweigleisige Politik verfolgten. Auf der einen Seite verdammt der Vatikan zwar den atheistischen Kommunismus und ermunterte die Gläubigen und den Klerus zum Widerstand gegen die kommunistische Staatsmacht. Gleichzeitig versuchte aber die päpstliche Diplomatie einen »modus vivendi« zu finden, um der Kirche in den kommunistischen Ländern eine Überlebenschance zu bieten.

Stehle stellt in diesem Zusammenhang fest, daß sich die Kirche dabei ganz traditionell verhielt. Denn schon in der Frühgeschichte der Kirche kann er auf eine ähnliche Haltung der Päpste gegenüber der staatlichen Macht verweisen. Beispiele findet er dabei genug in der Kirchengeschichte, wie z. B. in der spätrömischen Reichsgeschichte, im Verhalten der Päpste gegenüber den mittelalterlichen Kaisern und Königen, in der Zeit des Absolutismus, der Aufklärung, der Französischen Revolution und in den folgenden Zeitabschnitten. Die Päpste suchten trotz ihrer anfänglichen Gegnerschaft gegenüber der weltlichen und staatlichen Macht ständig nach einem »modus vivendi«. Nach Stehle paßte sich das Papsttum ständig der neuen politischen Situation an. In diesen großen kirchengeschichtlichen Zusammenhang stellt Stehle auch die Politik des Vatikans gegenüber den kommunistischen Staaten. Seine Be-

weisführung ist auf weiten Strecken überzeugend, zumal er seine Behauptung und Thesen sorgfältig durch Quellen und Literatur belegt. Allerdings ergibt eine sorgfältige Analyse, daß manche Beispiele, die Stehle aus vergangenen Epochen und aus der Zeitgeschichte anführt, von ihren historischen Zusammenhängen herausgelöst und dadurch recht einseitig interpretiert werden.

Nach diesen von Stehle angeführten historischen Beispielen erscheint die Politik der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. gegenüber den kommunistischen Staaten und den nichtregierenden kommunistischen Parteien geradezu als folgerichtig. In der Öffentlichkeit wurde aber gerade das diplomatische Verhalten dieser beiden Päpste, besonders Pauls VI., als eine Kursänderung der päpstlichen Ostpolitik interpretiert. In der Darstellung Stehles ist dabei ein vorwurfsvoller Unterton gegenüber der päpstlichen Politik nicht zu übersehen: während der römische Papst auf der einen Seite von den Gläubigen in den kommunistisch regierten Ländern Glaubenstreue und Standhaftigkeit fordert, verhandelt der Vatikan unter Umgehung der örtlichen Hierarchie, die meist verfolgt und ausgeschaltet wurde, mit den kommunistischen Regierungen unter Aufgabe wichtiger Prinzipien, die bisher als unverzichtbar galten, über einen Kompromiß, der in der Öffentlichkeit als ein Verrat oder als eine Kapitulation erscheint, zumal die kommunistische Staatsmacht auf ihre militante atheistische Haltung gegenüber der Kirche nicht verzichtet.

Unter den zahlreichen Beispielen, die Stehle anführt, ist auch die Entwicklung des Verhältnisses zwischen katholischer Kirche und dem volksdemokratischen Ungarn. Mindszenty als Kontrahent des kommunistischen Ungarn wird dabei als verknöchertes Dogmatiker gekennzeichnet, den die päpstliche Diplomatie schon bei seiner Ernennung zum Primas von Ungarn mit einer gewissen Skepsis behandelte. Das Bekenntum dieses ungarischen Kardinals wird schließlich unter dem Pontifikat Pauls VI. als ein Hemmschuh in den Beziehungen zwischen Vatikan und Ungarn empfunden. Für Rom war schließlich die Existenz einer auf ein Minimum reduzierten und vom Staat gegängelten Seelsorge wichtiger als der klare Bekennermut des Kardinals. Der Papst drängte schließlich Mindszenty unter Hinweis auf seine Gehorsamspflicht, das Land zu verlassen. Später entthob er ihn schließlich seines Amtes als Primas von Ungarn, weil Mindszenty auch im Exil sich der Nachgiebigkeit der vatikanischen Politik widersetzte.

Stehle hat in dem vorliegenden Buch anhand anderer Beispiele ähnliche Tendenzen in der päpstlichen Ostpolitik nachgewiesen. Seine Interpretation ist dabei auf weiten Strecken vereinfachend. Die Verhältnisse sind in vielen Fällen vielschichtiger und komplizierter. Dennoch ist seine Darstellung ein wertvoller Denkanstoß, der durch historische Detailforschung ergänzt oder korrigiert werden müßte.

Horst Glassl

München

Jász, Dezső: *Hugenották* [Hugenotten]. Budapest: Magvető Könyvkiadó 1974. 185 S., 30 Abb.

Die in diesem Band zusammengefaßten vier Arbeiten des Verfs. — sie sind in den letzten 18 Jahren auch in französisch- und deutschsprachigen Fachblättern erschienen und in Paris, Berlin und Budapest als Vorträge gehalten worden — bilden auch die Kapitel dieses Buches: Gaspard de Coligny, der Feld-

herr; Das Heer von La Rochelle; Hugenotten am Ufer der Spree; Was in den Fontane-Aufsätzen fehlt. Die Arbeiten beruhen teilweise auf Archiv-Forschungen des Verfs. in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Der Verf. strebt, wie er selbst im Vorwort schreibt, in keiner Weise eine vollständige Darstellung an, sondern will unbekannte oder weniger bekannte Zusammenhänge beleuchten. Die Entstehungsursachen der protestantisch-hugenottischen Bewegung im Frankreich des 16. Jhs. werden in marxistischer Weise materialistisch-wirtschaftlich »erklärt«. Die Hugenotten werden als fortschrittliche Bewegung des sich entwickelnden kapitalistischen Bürgertums und der unteren Klassen dargestellt. In diesem Sinne wird die Volksbewaffnung im Gegensatz zum Söldnersystem als Fortschritt gewertet und Parallelen zu den Lollarden in England, den Hussiten und den Bauernaufständen Thomas Münzers und György Dózsas gezogen. Die Betonung liegt vor allem auf dem kriegsgeschichtlichen Aspekt. Skizziert werden Ereignisse aus den Hugenottenkriegen 1562—1598. Der Verf. erwähnt auch die Einflüsse der hugenottischen Kriegstaktik auf Miklos Zrínyi und verweist auf das Werk Enrico Caterino Davilas *Historia della guerre civili di Francia* in der Zrínyi-Bibliothek in Csáktornya. Die letzten zwei Kapitel befassen sich mit der hervorragenden Rolle der durch Ludwig XIV. vertriebenen Hugenotten im Aufbau des durch den Dreißigjährigen Krieg ruinierten Brandenburg und des späteren Preußen. Diese bedeutende Rolle der »Hugenotten an der Spree« wurde bisher von der Forschung sehr vernachlässigt, schreibt der Verf. Auch die Aufklärung wurde nicht unwesentlich von ihnen getragen. Der hugenottische Aufklärer Mathurin Veyssiére de la Croze wechselte mehrere Briefe mit Gottfried Wilhelm Leibnitz über die Frage der Herkunft der ungarischen Sprache. Zum Schluß wird das Verhältnis Theodor Fontanes zu seiner hugenottischen Abstammung und zur Französischen Kirchengemeinde in Berlin erörtert. Ein umfangreicher Anmerkungssteil erleichtert das Verständnis und die Einordnung der einzelnen Vorgänge.

Franz Attila Sándor

Feldafing